

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 53.

Posen, den 5. März 1929.

3. Jahr.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstr. 5.

Das kalte Nest.

Originalroman von Lissa Barthel-Winkler.

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es ist ein kaltes Nest, mein Kind, für dich — eine kalte Wiege für deine Zukunft . . .

Sie beugte den Nacken.

Und wieder die Zweifel: hab' ich nun nicht eine Pflicht, schon heut' für dich zu sorgen, mein Kind? Schon heut mit meiner Verantwortung zu beginnen?

Müde trugen sie ihre Füße heimwärts.

Heimwärts . . . in das kalte Nest.

Bon Hafergrüße, kurzem Rock und Bubiköpf.

Seltsam war es: öffnete Hedwig den Mund, ihrem Gatten von ihrem geheimen Glück zu erzählen, so legte sich ihr eine kalte Hand auf die Lippen. Als drückte sich ein Siegel des Schweigens auf ihr Herz, so verstummte sie dann.

Manchmal konnte sie auf Stunden fröhlich sein und sonnig wie früher. Dann leuchteten Hanns Herberts Augen auf. Mut! sagte sich Hedwig jeden Morgen beim Aufstehen, und unablässig kämpfte sie mit sich: nicht der kühlen, selbstsicheren, höflichen Gelassenheit Frau Elses zum Opfer fallen. Es mußte ihr gelingen, sich unterzuordnen, ihre eigenen Wünsche aufzugeben, nicht stürmisch nach einer Aenderung zu verlangen; es mußte ihr gelingen, ruhig zu bleiben und abzuwarten, bis das Schicksal selber eingriff und sie befreite.

Zuweilen merkte sie, daß ihre stille, personennre Begeisterwilligkeit zum Frieden Hanns Herberts Mutter bedrückte. Sie traute dieser jungen Nebenbuhlerin nicht, sie belauerte sie. Ertappte Hedwig sich auf solchem Beobachten, war sie ärgerlich auf sich selber und versuchte immer von neuem, sich mit ihr auszusöhnen. Aber ein Wort, eine Gebärde, ein unbewachter Seitenblick der Mutter vermochte dann alles wie mit einem Hauch wieder auszulöschen.

In diesem Kampf wurde Hedwig zermürbter und vergrämter, und Hanns Herbert sah mit leiser Fremdheit ihr junges Gesicht verschlagen, er ahnte nicht, welch ein Geheimnis Hedwig trug.

An einem Ostersonntag tranken sie zu dritt den Nachmittagskaffee. Das Gespräch schleppete sich hin; die Mutter blätterte in ihrer „Hausfrau“, Hanns Herbert griff nach der Zeitung.

„Lies doch auch!“ forderte er Hedwig auf.

„Ich mag nicht!“ wehrte sie leise.

Nein, sie mochte nicht. Fremd fühlte sie sich in diesem Kreis. Ihre Blicke wanderten von der Mutter zum Sohn. Wie ähnlich sich die beiden Köpfe sahen, wenn sie sich über ihre Blätter beugten.

„Die politischen Spannungen nehmen bedenklich zu.“ sagte Hanns Herbert über den Rand seines Blattes hinweg, ohne die Lider zu heben.

„Moderne Ehen“, las Frau Else die Überschrift eines Aufsaiges. „Mein Gott, als ob es nicht wichtiger Dinge gäbe, über die man schreiben kann!“

Hedwig fühlte ihr Gleichgewicht schwinden; sie erhob sich, öffnete das Klavier und schlug ein paar Töne an. Frau Graetz fasste sich an die Schläfen und seufzte leise.

Hanns Herbert ließ die Zeitung sinken.

„Mutter hat Kopfschmerzen. Willst du nicht lieber das Spielen lassen?“

Enttäuscht fielen ihre Hände von den Tasten; müde hockte sie sich auf den Stuhlrand. „So lies doch!“

Sie schüttelte stumm den Kopf.

Gereizt über ihr anklagendes Schweigen, vertiefte er sich wieder in sein Blatt.

„Laune!“ sagte er in sich hinein.

„Diese Moden!“ mäkelte die Mutter über der Zeitschrift. „Jede Frau sieht wie eine Tänzerin aus.“

„Aber es ist bequem! fiel Hedwig ein und richtete sich auf. Ihr Herz klopfte Sturm; der Anblick der beiden fernen Menschen trieb ihr das Blut in die Schläfen. Welchen Sinn besaß denn ihr Dasein? Sie biß die Zähne zusammen — nur um keine Dummheit herauszuschleudern. Allein und ohne Freude, so saß sie hier. Nichts sollte sie tun, nichts arbeiten.

„Diese Kochanweisungen! Alles auf Gaumensüternheit und Jungenbefriedigung berechnet! Keine gediegene Speise!“

„Man mag ja auch nicht immer Hafergrüße essen!“ spöttelte Hedwig. Mühsam gezähmt, sprühte Kampf in ihr.

Frau Else sah mißbilligend auf und musterte sie durch ihr Glas.

„Hafergrüße ist sehr gesund.“

„Gewiß, Mutter!“

Das klang so knapp, spottete Hedwig? Unsicher nahm Frau Else das Blatt wieder auf.

„Diese kurzen Röcke! — Diese ewigen Bubiköpfe . . .“

In Hedwig gärte und brodelte es. Mit der ihrem Zustand eigenen Getriebenheit fasste sie jetzt eine unhemmbar Lust, etwas zu sagen, etwas zu tun, was Hanns Herberts gleichmäßig überlegene Mutter aus der Fassung brächte.

„Ich möchte mir auch die Haare kurz schneiden lassen! Es soll sehr angenehm sein,“ sprudelte sie fast wider ihren Willen heraus. Sie verwunderte sich über sich selber. Nie hatte sie daran gedacht, ihre dicken, langen Flechten zu opfern. Aber Frau Elses Art, alles Junge und Neue von oben herab zu behandeln, reizte sie bis zum Neuzersten.

Frau Else ließ verblüfft das Blatt in den Schoß fallen. Sie sah Hedwigs Gesicht leuchten. Was fiel ihr ein?

„Es wäre unwürdig für eine anständige Frau, diese läppische Torheit mitzumachen!“

„Hängt die Würde der Frau von ihren Haaren ab?“ lächelte Hedwig. „Der wirkliche Frauenstand wohnt kaum in Rock und Haar. Ich kenne manche, die ihren Kopf wie eine Krone trägt und sich erbärmlicher benimmt als eine von der Straße.“

„Hedwig!“

Hanns Herbert warf empört seine Zeitung auf den Tisch.

„Du vergißt dich!“ zürnte Frau Else.

Hedwig erhob sich.

„Ich? — Bekenne, Hanns Herbert: du hast mir oft genug gesagt, diese Haartracht verjüngt die Frau, mache sie reizvoll. Warum willst du denn nicht, daß ich mir das Haar kürzen lasse?“

Er suchte nach Worten und klopfte mit den Fingernägeln auf den Tischrand.

„Mutter wünscht es nicht — und ich —“

„Und du willst nur, was deine Mutter wünscht!“ Ein roter Nebel vor ihren Augen ließ Hedwig wanken. Sie griff frumpfhaft nach ihrer Stuhllehne, um sich zu halten. „Meine Gedanken, meine Gefühle, meine Wünsche, meine Lebensauffassung — das alles ist dir gleichgültig! Du fragst nicht einmal danach! Du wunderst dich nicht einmal, wie still ich geworden bin! Was geht es dich an, welche Gründe ich dazu habe!“

Im Tiefton ausgewählt, stand sie vor ihm.

Erschrock durch diesen unerwarteten Ausbruch, stand Hanns Herbert keine Entgegnung.

„Was ist das für ein Ton gegen deinen Gatten!“ jagte Frau Else streng.

Mit langem Blick maß Hedwig Mutter und Sohn. Dann ging sie schwerfällig, ohne ein Wort, aus dem Zimmer. Hanns Herbert eilte um den Tisch ihr nach, aber die Mutter hielt ihn zurück.

„Läß sie!“

„Was war das! Ich weiß nicht — sie ist krank!“ rief er betroffen.

„O nein! Das ist ganz etwas anderes, mein lieber Junge!“ sagte Frau Else. Um ihre Mundwinkel zuckte es.

„Was meinst du damit?“

„Das ist Eigenkinn, mein Sohn! Deine Frau ist eigensinnig, nichts weiter. Und Eigenkinn heißt man am besten, wenn man ihn nicht beachtet.“

„Aber sie war nie so!“

„Da irrst du dich!“

„Nein, nie!“

„Stille Wasser sind tief, mein Junge! Ich hab' es schon lange kommen sehen. Ich bin jeden Tag mit ihr zusammen. Ich beobachte sie. Und Frauen haben schärfer Augen als Männer.“

„Aber um Gottes willen! Was soll ich tun?“

„Ich rate dir gut, mein Junge: läß sie sich austoben!“

„Aber —“

„Sie wird schon wieder zur Vernunft kommen!“ Mütterlich legte sie die Hand auf seinen Arm.

„Sie wird — auf mich warten —“

„Dann läß sie warten. Man läuft seiner Frau nicht nach. Hanns Herbert. Dann vergibt man sich seiner Manneswürde.“

Zaudernd verharrte er. Sein Herz zog ihn, aber er fühlte das seine, ein wenig spöttische Lächeln der Mutter. So blieb er.

Drinnen in ihrem Schlafrimmer kniete Hedwig weinend an ihrem Bett und lauschte. Kam er nicht? Oh, sie wußte: die Mutter hielt ihn fest!

Und ihr weiches, nachgiebiges Herz verhärtete sich. Trotz, heißen, schmerzhafte Trotz stieg in ihr auf.

„Mein Kind! Mein Kind!“ wimmerte sie und drückte den Kopf in die Kissen, daß er ihr Jammern nicht höre. „Wo ist dein Vater, wenn deine Mutter leidet? O Gott — ltrag ich die Schuld? Soll ich wieder gehen — zu ihr — und bitteln?“

Hanns Herbert schwieg sich über den Vorfall aus; nur sein Blick streifte manchmal traurig über Hedwig hin. Aber sie achtete dessen nicht.

Auch am andern Morgen tat Hanns Herbert, als sei nichts geschehen. Wund folgte ihm Hedwigs Blick, dem eines scheuen Rehes gleich, das unter tödlichem Schutz verendet. Er sah ihn — er zögerte noch an der Schwelle.

Rasch wandte er sich um und ging.

An diesem Tag wurde es Hanns Herbert schwer, über seinen Zeichnungen und Plänen auszuhalten.

Immer flogen seine Gedanken zu ihr, immer fühlte er ihren wunden Blick. Hatte er Recht? War Hedwig eigenstünig? Trostete sie?

Allein ein neuer Auftrag, der ihn zu höchster Tatkraft anspornte, riß ihn aus seinem Grübeln.

Immer umfangreicher sprachen im Land um die Großstädte die neuen Siedlungen auf Wald und Garten-Gelände hervor. Hanns Herberts Großhaus erwog lange über einige Ersparnismöglichkeiten beim Einzelbau und bei der Massenanlage; und ihr fähigster Kopf, Hanns Herbert Graetz, förderte mit manchem guten Gedanken.

Der neue Auftrag gab ihm Möglichkeit, auf seiner Grundlage weiter zu arbeiten. Er fühlte, was für ihn von der klugen Lösung der Aufgabe abhing. Und so gelang es ihm endlich, Hedwigs Trauerblick zu vergessen und sich zu versenken.

In Jacke und Hut schritt Hedwig über den Flur. Sie trat behutsam auf, um Fragen zu entgehen, denn immer sorgte Frau Else, woher und wohin.

Aber schon steckte Frau Else ihren Kopf aus der Tür.

„Du gehst fort?“

„Ja.“

Kühl und ablehnend klang das.

„Das Wetter ist nicht gut. Wohin willst du?“

Genau wie er! dachte Hedwig. Auch seine Mutter tat, als sei nichts vorgefallen . . . man achtete sie nicht einmal für wert, mit ihr über ihre Wünsche, ihr Leid zu sprechen.

„Wohin?“ Hedwig zuckte die Achseln. „Bummeln. Nichtstun. Ob hier — ob draußen — ist ja so gleichgültig.“

„Ah! Ja, sie wollte sie verleben — sie sollte es fühlen!“

Frau Else wich zurück.

„Ich würde mich schämen, so zu reden!“

Ohne ein Wort ging Hedwig an ihr vorüber, zur Tür hinaus.

Auf der Treppe mußte sie sich stützen; die Stufen kreisten; schwindelig lehnte sie an der Wand.

Angst packte sie. Das Kind . . . das Kind . . .

„Ist Ihnen nicht gut?“

Beschämte sie auf. Eugen Gutmann kam die Treppe herunter. Zu vorkommend stützte er sie. Scheu richtete Hedwig sich hoch.

„Danke, Herr Gutmann. Es geht schon besser. Be-mühen Sie sich nicht!“

Prüfend überflog sein Blick die zarte Gestalt. Seine Augen ruhten mit sorgendem Wohlgefallen auf ihrem bleichen Gesicht.

Aber er fühlte ihre Abwehr — sie wollte allein sein. Deshalb grüßte er und eilte voran aus dem Haus.

Hedwig schaute ihm nach. Ein Frieren überrann ihre Haut. Der fremde Mann da besaß mehr Gefühl für sie als ihres Gatten Mutter . . .

Wind segte ihr ins Gesicht, feiner Regen sprühte. Ziellos schritt sie durch die Straßen. Plötzlich stand sie vor der Wohnung ihrer Eltern . . . traumhaft fast hatten ihre Schritte sie dorthin getragen.

Betroffen stand sie still. Sie sah sich droben in ihrem Mädchengesimmer, sah die Mutter in der Küche am Herd stehen, sah ihren Bruder über seinen Schularbeiten, den Vater über einem Buch . . .

Wie sonderbar fremd das war, wie unendlich fern: ihre Mädchenzeit. Ein Wunsch zuckte in ihr auf: da-hinauf gehen und sich ausweinen — im Schoß der Mutter, am Herzen des Vaters . . .

Aber sie hob den Fuß nicht. Sie wußte, die Mutter würde sie nicht verstehen; und der Vater würde sie ängstlich streicheln und ihr sagen: Ach, Kind, das ist ja alles nicht so schlimm . . . nicht so schlimm . . .

Tränen ließen ihr übers Gesicht. Hastig wandte sie sich ab und eilte die Straße hinunter.

Sie wandelte wie im Traum. Der Lindenplatz wuchs auf, die Ulmenstraße.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kostüm des Mandarinen.

Novelle von Wolfgang Federer.

Der Expedient Philipp Brunzen war nicht mehr zufrieden mit seinem Leben, wie er es nun, nach Beendigung seiner Lehrzeit, schon annähernd zehn Jahre führen mußte. Er fand es eigentlich sehr langweilig, fast zum Verzweifeln und sehnte sich brennend danach, irgendetwas zu erleben, was noch niemandem geschehen war, etwas Seltsames und Unerhörtes. Und wenn er in den dunklen Bürosäumen des Tee-Exporthauses „Lopner“ vor seinem Platz saß, Frachtbriefe und Transportversicherungen durchprüfte, saubere Zahlentollen in den dichtwändigen Geschäftsbüchern aufmarschierten ließ, dann träumte er zumeist gern von jener fernem und fremden Welt, von deren Erzeugnissen auch er gleich indirekt lebte. Hingegen nicht ein paar verstaubte chinesische Fächer und ein vertikaler schwarzer glänzender Jopf als bescheidene Symbole an den verräucherten Wänden seines Kontors? Gewiß sahen diese Reliquien des östlichen Afens dürtig genug aus, doch entdeckte er sich zumeist, in unbeachteten Augenblicken, dabei, wie er mit zärtlicher Hand die Fächer streichelte oder jaghaft das Ende des langen Jopfes durch seine zitternden Finger gleiten ließ.

In seinem Zimmerchen stand auf dem kleinen Bücherhirschrank ein bronzer Buddha, den ein Kapitän ihm einmal für eine kleine Geselligkeit geschenkt hatte. Philipp Brunzen, der sonst von solchen Dingen wenig Ahnung hatte, hing sehr an dieser Figur, die ihm das Geheimnisvolle und Wundervolle Chinas näher zu bringen schien. Er lebte sehr zurückgezogen, hatte nur wenige Bekannte und keinen Freund — so mußte ihm die Phantasie jene Abenteuer und Erlebnisse erscheinen, die ihm das reale Leben versagte.

Dennoch geschah es eines Tages, daß er eine Einladung zu einem Maskenball erhielt, und nach kurzem Nachdenken sich entschloß, an diesem Fest teilzunehmen. Er wußte zwar nicht recht, von welcher Seite die Einladung kommen mochte, glaubte zunächst sogar an irgend einen Scherz eines Bekannten, überlegte dann aber lächelnd, daß dies alles ja völlig gleichgültig sei, und daß man ihm den Eintritt auf Grund der sauber lithographierten Karte jedenfalls nicht versagen könne.

Den ersten flüchtigen Wunsch, sich nach eigenen Angaben ein phantastisches Kostüm arbeiten zu lassen, schob er bald beiseite, weil er rasch genug erkannte, daß hierzu seine bescheidenen Einkünfte bei weitem nicht auslangen würden. Er machte sich also an einem Abend auf den Weg, um in irgend einem der Verleihgeschäfte, von denen es in den abgelegeneren Straßen der alten Handelsstadt eine hinreichende Anzahl gab, für eine erträgliche Summe ein hübsches, ihm zusagendes Kostüm auszuborgen. Auf seiner Wanderung, bei der sich Philipp Brunzen mehr vom Zufall als von bestimmten Zielen leiten ließ, geriet er in Kürze in eine schmale, sehr dunkle und etwas bedrohlich ausschauende Straße, die er offenbar nie vorher gesehen hatte, trotzdem er in dieser Stadt geboren und aufgewachsen war. Ein schmaler Kanal durchschneidet die Straße, das Wasser, das ihn träge durchfloss, war durchschnittlich schwarz und stumpf wie Tinte. Gerade hier, an einem altertümlichen Hause, dessen Grundmauern von dem Wasser umspült wurden, entdeckte der junge Mensch ein Schild „Totus Breve — Maskenverleih.“ Der fremdartige Name, das geheimnisvolle Aussehen des Hauses, die ganzen düstere und traurige Umgebung, lädt auf Philipp Brunzen eine eigentümliche, sehr erklärliche Anziehungskraft aus. Hier, glaubte er, werde zu finden sein, was er suchte — und nach kurzem, etwas ängstlichem Jögern saß er den Mut, zog an der Klingel, deren gellenden Klang er sekundenlang widerhallte, — die Tür sprang auf geheimnisvolle Art auf, und er befand sich alsbald in einem großen düsteren Raum, der von der Diele bis zur Decke mit Gerümpel aller Art, schmalen und stumpfen Metallgerät, Waffen und Kleidungsstücke angefüllt war. Eine kleine Petroleumlampe verbreitete ein kargliches Licht, das die Dunkelheit mehr unterstrich als besetzte.

Es war keine Menschenseele zu sehen. Nachdem Philipp Brunzen einige Minuten gewartet hatten, räusperte er sich endlich verlegen, und alsbald kam ein kleiner, alter Mann angetrippt, der sich tief verbeugte und sich nach den Wünschen des anderen erkundigte. Er war altmodisch und etwas phantastisch gekleidet, hatte wirres, graues Haar, buchige, fast schwarze Augenbrauen, und über der badenförmigen Geiernase ein paar Augen von so scharem, stechendem Glanz, daß Philipp ein Frösteln überlief. Da er sich jedoch etwas genierte, seine Abneigung gegen den Trödler zu zeigen und den Laden unverrichteter Dinge zu verlassen, so erzählte er kurz und etwas hochmütig, was er benötige. Der Händler verneigte sich nochmals demütig, und es schien dem Kunden, als ob ein höhnisches Grinsen die Lippen des Alten verzerrte. Er vergaß es aber sofort, als der Händler ein Kostüm vor ihm ausbreitete und mit schlichter Bestimmtheit erklärte, dies sei es, was der andere brauche. Es war ein prächtiges, gelbseidenes Mandarinenkostüm, mit allem Zubehör, und Philipp Brunzen griff zu, ohne lange zu überlegen. Es schien ihm, als habe der Alte seine geheimsten Wünsche erraten, und als er nun noch hörte, daß das Kostüm echt sei und einem Mandarinen gehört habe, der vor einigen Jahrhunderten auf abenteuerliche Weise ums Leben gekommen sei, bestatete er fast ehrfürchtig den kostbaren, knisternden Stoff. Der Trödler legte noch eine Maske an, die aus einem weichen, gelblichen Veder angefertigt war, das

sich eng an das Gesicht anschmiegte, und auf dem ein chinesisches Antlitz von tüdlicher Wildheit so kunstvoll aufgemalt war, daß das Ganze den Charakter einer starren, unveränderlichen Masse völlig verlor.

Der junge Kaufmann ließ sich die Sachen auch sogleich einpacken, bezahlte die auffallend geringe Leihgebühr, und während der Trödler ihn höflich bis zur Türe geleitete, versicherte er immer wieder, daß der Herr sehr zufrieden sein würde, und daß er sicher sei, der Herr werde in dieser Maske sich ganz außerordentlich gut unterhalten. Das geschah nun allerdings nicht. Zum mindesten nicht in der Art, wie Philipp Brunzen es erwartet hatte. Als er in seiner prächtigen Verkleidung den Ballsaal betrat, erregte er allgemeines Aufsehen. Doch das merkwürdig beängstigende und peinigende Gefühl, das ihn bereits zu Hause in demselben Augenblick erfüllte, als er das kostbare Seidenhemd eben übergeworfen hatte, schien sich nun allen anderen Gästen mitzuteilen. Wo er erschien und längere Zeit verweilte, merkte er alsbald an der Haltung und dem flüsternden Gespräch der anderen, daß man ihn mit einem heimlichen Grauen musterte, das sich durch den allgemeinen Trubel des Festes nicht betäuben ließ. Einige junge Mädchen in lustigen, phantastischen Kostümen hatten anfänglich versucht, sich gegen diese Stimmung durch geistige Fröhlichkeit und heitere Scherze aufzulehnen, hatten mit dem unheimlichen Fremdling zu tändeln und zu spazieren begonnen. Aber dann hatte eine im Übermut sein Antlitz gestreichelt und war erschreckt zurückgefahren. Die Wärme des Körpers hatte sich der bösen und drehenden Ledermaste mitgeteilt, und das Mädchen hatte die feste Überzeugung gewonnen, daß der Mensch da vor ihnen sich, überhaupt nicht verkleidet habe, sondern ganz das sei, was vorzustellen er sich ernsthaft bemühte.

So blieb der Mandarin in dem menschengefüllten Saale bald völlig allein, wurde gemieden wie ein Geächteter, und der arme Kerl selber von einer unerklärlichen Angst verfolgt, furchtbar enttäuscht und verbittert, wußte schließlich keinen anderen Ausweg, als daß er sich verdrössen in eine den Blicken der anderen halbwegs verborgene Ecke setzte und ein Glas Wein nach dem andern in sich hineinschüttete. Ungewohnt eines so reichlichen Alkoholgenusses, erhob er sich endlich schwankend, zählte und verließ sofort den Saal, der plötzlich in aufgeregter Weise um ihn zu treiben schien. Kaum aber hatte er seinen Fuß auf die Straße gesetzt, als oben die Musik einen lauten Tusch spielte, und die lange zurückgedämpfte Festesstimmung plötzlich alle Teilnehmer des Vergnügens mit hemmungsloser Fröhlichkeit erfüllte.

Philipp Brunzen, der Pseudo-Mandarin, stand mit einigen Schwierigkeiten den Weg durch die von flatternden Nebelschwaden erfüllten Straßen nach Hause. Viel zu müde, um sich noch auszukleiden, warf er sich mit einem schweren Aechzen auf sein schmales, dürtiges Lager und fiel sofort in einen tiefen traumlosen Schlaf.

Aufstachend aus der Dunkelheit dieses Schlafes hatte er alle Erinnerungen an sein bisheriges Ich verloren. So sehr, so endgültig verloren, daß ihm nicht einmal die Veränderung seiner Umgebung auffiel.

Für ihn, einen Mandarinen vom 7. Grade, der die besondere Kunst des Sohnes des Himmels besaß, war es ja doch selbstverständlich, daß er in der alten Kaiserstadt Peking in einem prächtigen Palaste wohnte, daß ungezählte Diener sich vor ihm auf den Boden warfen und zitternd seine Befehle erfüllten. Er, der Mandarin Wu-Lei-Tsin, führte nun jenes wilde, schöne und bunte Leben voller Gefahren und Abenteuer, nach dem sich der kleine Angestellte Philipp Brunzen aus der norddeutschen Handelsstadt vergeblich gesehnt hatte. Er befürzte mit seinen Dschunken den Hwango-ho und den Liao-ho, kämpfte gegen Seeräuber in den Buchten von Tschili und Liautung und herrschte über seine Provinz mit Härte, Grausamkeit und rücksichtslosem Ehrgeiz.

Sein Kaiser vertraute ihm unbedingt. Und so erhielt Wu-Lei-Tsin eines Tages den ehrenvollen Auftrag, eine mongolische Oschunke vor Hu aufzufangen, die Besatzung zu töten und ein tatarisches Mädchen, das sich auf dem Schiff befinden würde, heimlich nach dem kaiserlichen Palast zu bringen. Wu-Lei-Tsin, der schwierigere Aufgaben vollführt hatte, bemannete sofort seinen schnellsten Segler und enterte in einer stürmischen Nacht auf hoher See das mongolische Fahrzeug. Die Besatzung wurde erbarmungslos hingerichtet, die Tatarin aber wurde zunächst in des Mandarinen eigenem Hause in Sicherheit gebracht. Hier nun geschah es, daß sich der Mandarin in das zarte und feine Gesicht des jungen Mädchens verliebte und beschloß, die seltene Beute für sich zu behalten. Er meldete dem Kaiser, daß er zwar die Oschunke erobert und die Besatzung getötet habe, wie es sein Herr und Gebieter befahl, daß sich aber das Mädchen leider nicht auf dem Schiffe befunden habe. Der Kaiser hörte die Meldung ernsthaft und ohne eine einzige Miene zu verzieren an, gab sein Bedauern über den unnötig gewesenen Aufwand von Kraft und Zeit Ausdruck und entließ den stolzen und mächtigen Mandarinen mit einigen fuldreichen Worten.

Als Wu-Lei-Tsin, froh der gelungenen List, in seinen Palast zurückkehrte, war die Tatarin verschwunden. Statt ihrer erwartete ihn bereits ein Bote des Kaisers mit der nüchternen Mitteilung, daß der Herrscher des Reiches der Mitte hoffe, den Mandarinen am nächsten Tage nicht mehr unter den Lebenden

zu lehen, und sein wichtiges Amt vereits einem anderen Wurdenträger — es war der gehäfste Nebenbuhler des Mandarinen — übertragen habe.

Als die Wirtin von Philipp Brunnen gegen Mittag des nächsten auf dem Maskenball folgenden Tages das Zimmer noch verschlossen fand und auf mehrfaches Klopfen und Rufen keine Antwort erhielt, holte sie die Polizei und ließ das Zimmer gewaltsam erbrechen. Man fand den jungen Menschen auf seinem Bett liegend, noch in dem Kostüm, mit dem er am Abend vorher das Haus verlassen hatte. Um seinen Hals lag die Säge einer Gardinen Schnur, mit der er sich selbst erdrosselt hatte. Er mußte die Säge offenbar mit ungeheurem Aufwand von Willenskraft zugezogen haben — ein Zufall war völlig ausgeschlossen. Sein Antlitz war noch von der weichen Ledermaske bedeckt, die ihm das Aussehen eines grausamen und stolzen Chinesen gab. Als man sie entfernte, sah man ein unruhiges, sanftes und fast kinderhaftes Gesicht. „Selbstmord in einem Anfall von Schmerz“ stellte der herbeigerufene Arzt fest. Der Bestatter des Mandarinenkostüms hat sich trotz mehrfacher Aufrufe der Polizei nie gemeldet.

Zuckerkrankheit.

Zuckerkrankheit ist eine Stoffwechselkrankheit. Sie beruht auf einer krankhaften Störung der Bildung und im Verbrauch des Zuckers im Organismus. Hierdurch erfolgt eine Überschwellung des Gewebes und des Blutes mit Blutzucker. Diese Krankheit ist nicht selten, sie befällt meistens Menschen im mittleren Lebensalter; merkwürdigerweise werden Männer davon mehr betroffen als Frauen.

Die ersten Erscheinungen der Zuckerkrankheit pflegen in der Regel in einer Abnahme der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit zu bestehen. Dazu kommen psychische Momente, Müdigkeit und Niedergeschlagenheit. Abmagerung und Kopfschmerzen, nicht selten auch starke Nervenschmerzen gehören zu den ersten Symptomen. Das Gewicht nimmt ständig ab, obgleich der Appetit bei Zuckerkrankheit meist gut entwickelt ist, oft sogar nach Einsetzen der Krankheit noch erheblich steigt. Typische Erscheinungen der Zuckerkrankheit sind ferner ständiger Durst und häufiger und quälender Zuckreiz auf der Haut.

Der Zuckeraushalt im Körper wird durch die Bauchspeicheldrüse geregelt. Die Bauchspeicheldrüse (Pankreas) liegt hinter Leber und Magen in der Magengegend in der Bauchhöhle. Sie ist eine der größten innersekretorischen Drüsen des Körpers. Sie besorgt mit der Gallenblase zusammen unter anderem die Fettverdauung und steht in einer bestimmten Wechselbeziehung zum ganzen übrigen Drüsensystem. Außerdem fabriziert sie unter anderem wichtige Fermente, die zur Verdauung nötig sind, z. B. das Insulin. Nach Eintritt der Zuckerkrankheit fabriziert die Bauchspeicheldrüse zu wenig Insulin, das vorher das Gegen gewicht zur Blutzuckerentwicklung bildete, weswegen nunmehr der Blutzuckerspiegel seinen Prozentsatz erhöht.

Die Chirurgie hat sich auch der Zuckerkrankheit zu bemächtigen versucht, indem sie durch operative Eingriffe die zuckerfabrizierenden Teile der Bauchspeicheldrüse zu unterbinden versucht. Diese Versuche sollen mit außerordentlichen Erfolgen vorgenommen sein, die Erfahrungen auf diesem Gebiet sind jedoch noch zu jung, als daß man abschließend über diese Art operative Behandlung der Zuckerkrankheit berichten könnte.

Die medikamentöse Behandlung der Zuckerkrankheit geschieht heute vorwiegend mit Insulin-Injektionen (Einspritzungen). Da das Insulin, wie gesagt, im gesunden Körper der Antagonist (der Gegengewicht haltende Stoff) für die Zuderentwicklung ist, wirkt das injizierte Insulin auf den Prozentsatz des Blutzuckers. Die wichtigste therapeutische Maßnahme bei der Zuckerkrankheit ist die diätetische Behandlung.

Mäßigkeit und Einschränkung in der Nahrungszufuhr muß der oberste Grundsatz in der diätetischen Behandlung der oft lebensbedrohenden Zuckerkrankheit sein. Da der Appetit, wie schon erwähnt, meistens gesteigert ist, verfallen die Patienten leicht in das Gegenteil. Sie wissen, Einschränkung und Mäßigkeit sind zur Besserung notwendig, infolgedessen beginnen sie zu hungrern. Vor Hungersanasmus ist aber dringend zu warnen. Unterernährung muß unter allen Umständen vermieden bleiben. Erlaubt sind dem Zuckerkranken daher: fast ganz kohlehydratfreie Nahrungsmittel, wie grüne Gemüse, alle Salate, Spargel und Gurken und Sauerampfer. Diese Gemüse müssen in Wasser, Butter oder Fleischbrühe ohne Mehlezusatz zubereitet werden. Ferner sind alle Fleisch- und Fischsorten gestattet. Eier und zuckerarme Weine, wie Mosel- und Saarweine, sind auch möglich. Es gibt eine Reihe von Speisen, die nur in geringer Menge Kohlehydrate enthalten und daher dem Zuckerkranken in mäßiger Anzahl gereicht werden können: Zwieback, Schwarzbrot, Milch, Kakao, Rüben, Kohlrabi, Pilze, Radieschen, Nüsse, saure Früchte. Viele hochwertige Früchte, wie Äpfel und Birnen, können durch halbstündiges Kochen mit Wasser und Abgießen des gekochten Wassers praktisch kohlehydratfrei gemacht werden. Unter allen Umständen sind alle zuckerhaltigen Speisen, Kuchen, Honig, süße Früchte, Wein und Bier zu vermeiden. In beschranktem Maße sind Griech, Kartoffeln, Reis, Erbsen, Bohnen, Linsen und Sago gestattet. Außerdem muß der Eiweißzufuhr vor allem die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden. Früher war allzu reichliche Eiweißzufuhr in Form von Fleisch beliebt. Man weiß heute, daß das fäullich ist. Daher Eiweißzufuhr von schwer Zuckerkranken

nicht nur nicht vertragen wird, sondern eine Erhöhung des Zuckergehaltes gibt. Fleisch steigert die Zuckerausscheidung in weitaus höherem Maße als Eier- und Pflanzeneiweiß. Das letztere allerdings verhält sich am günstigsten. Fett hat auf die Zuckerausscheidung keinen Einfluß. Daher spielt es als Erde des verlorengehenden Zunders eine bedeutende Rolle, ebenso der Alkohol, der daher zur besseren Fettverdauung in Form von Wein und Weinbrand genossen werden darf.

Bei Leichtzuckerkrankheiten wirkt Muskelarbeit vermindernd auf die Zuckerausscheidung. Voraussetzung dafür ist, daß die Muskulatur sich in gutem Zustand befindet und die Muskelaktivität in mäßigen Grenzen bleibt. Mund- und Zahnpflege sind besonders aufmerksam zu beachten, da die Zähne leicht fäulig werden.

Gedenktage.

4. März. Der Dichter des „Tunnels“. Zum 50. Geburtstag Bernhard Kellermanns.

In letzter Zeit ist wieder mehrfach die Frage eines Tunnels zwischen England und Frankreich erörtert worden, und in diesem Zusammenhang hat man sich in England für den Roman „Der Tunnel“ interessiert, mit dem Bernhard Kellermann im Jahre 1913 seinen größten schriftstellerischen Erfolg erzielte. Kellermann, dessen Vorfahren fränkische Bauern und Kleinbürger waren, ist am 4. März 1879 in Fürth als Sohn eines Beamten geboren. Nachdem er sich zunächst der Malerei zugewandt hatte, schrieb er in München seinen ersten Roman „Heiter und Li“, ein feines, schwärmerisches Werk voll zarter Poesie. Es folgten 1906 „Ingeborg“, 1909 „Der Tor“, 1910 „Das Meer“, und von Werk zu Werk wuchs die Kraft der Darstellung, die in der Schilderung des Meeres und der Inseln ihren Höhepunkt erreichte. Den großen äußeren Erfolg aber drohte, wie gesagt, „Der Tunnel“ 1913. In vollendetem Romantektik wird hier der Bau eines Tunnels zwischen Amerika und Europa geschildert. Während des Krieges war Kellermann als Kriegsberichterstatter tätig, und auch nach dem Kriege hat er mehrfach in berühmter Prosa eindrucksvoll von Fahrten und Reisen erzählt. Bald nach Kriegsende erschien sein Roman „Der 9. November“, der die Zustände an und hinter der Front im Jahre 1918 als die Ursachen des notwendigen Zusammenbruches darzustellen sucht. In „Schwedenklees Erlebnis“ gab er die Geschichte eines vom Glück Verfolgten“, eine feine, schlichte Erzählung, in deren leisen tragischen Unterton man den Dichter spürt. Auch als Dramatiker hat sich Kellermann versucht: im Oktober 1925 wurde in Dessau sein Drama „Die Wiedertäufer von Münster“ gespielt, und die einzelnen Bilder und Gestalten dieses großen historischen Panoramas zeigten einen nicht gewöhnlichen Theaterinstinkt.

Aus aller Welt.

Unter den Namen, die wir täglich in der Zeitung lesen, stehen die Abgeordneten des Deutschen Reichstags an der Spitze. Wie sehen nun die Träger dieser Namen in Wirklichkeit aus? Die neueste Nummer der „Münchener Illustrierten Presse“ (Nr. 9) bringt unter dem Titel „Politische Porträts“ unbekannte Aufnahmen der bekanntesten Reichstagsmitglieder. Von der Reklame im fernen Osten handelt ein Bilderaufzug von W. v. Nohara, Tokio. — Aus dem Inhalt dieser Nummer nennen wir noch die Bilder zu Zeitereignissen: Den Raketen Schlitten, Schiff in Eisnot und Insatullahs Flucht im Flugzeug. Ferner machen wir auf den Bilderaufzug „So sahen sie aus...“ Männer, die jeder als Buchtitel kennt und „Wie weit läuft sich der Autorecord noch steigern“ aufmerksam.

Zwei heißblütige Ungarinnen. Die Frau des Industriellen Kovatsch in Budapest glaubte Grund zu der Annahme zu haben, daß ihr Gatte etwas zu stark mit der Musiklehrerin Targo flirtete. Das brachte Frau Kovatsch in Wut. Sie lief zu der Nebenbuhlerin, um ihr den Standpunkt gründlich klarzumachen. Fräulein Targo gehört jedoch auch nicht zu den Schüchternen, und so kam es zu einer recht temperamentvollen Auseinandersetzung, die damit endete, daß sich die beiden Damen auf Säbel forderten. Das Duell sollte in einem Wäldchen bei Bukarest ausgetragen werden. Schon hatten die beiden Damen ihre Stellungen eingenommen, als die Polizei erschien. So mußte vorläufig das Duell unterbleiben. Die beiden schworen, daß eine von ihnen sterben müsse, oder vielmehr sie sollten eigentlich alle beide sterben, denn Frau Kovatsch versicherte, daß Fräulein Targo unter dem Säbel sterben solle, und Fräulein Targo versicherte dasselbe von Frau Kovatsch. Falls sich das heiße Blut der beiden Ungarinnen nicht noch abkühlt, wird das Duell noch ausgefochten.

Fröhliche Ecke.

Der sparsame Schotte. „Mache größere Schritte“, sagte ein Schotte auf der Wanderschaft zu seinem Sohn, „damit sich die Stiefelsohlen nicht so schnell abrunden!“

Dienstmädchen: „Gnädige Frau, ich kriege das große Stück Kohle nicht durch!“

Hausfrau: „Reden Sie sich mal ein, es wär' ein Teller von dem guten Service, dann wird's schon gehen!“